Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT“

Nr. 16 Lemberg, am 20. Ostermond (April) 1930



16)

Es zersprengt ihm die Adern, entsetzte sich Karl. Er empfand etwas, das er noch nie gekannt hatte: Furcht! Ein unheimliches Grauen, ein lähmendes Entsetzen vor diesem Ausbruch wahnsinnigster Schmerzen und unbarmherzigsten Gepeinigtwerdens. Er mußte jemand herbeirufen. Das Mädchen konnte nichts nützen. Trudes Nerven waren solch Schrecklichem nicht gewachsen! — Rita! —

Es war erst zwei Uhr und sie hatte die ganze letzte Nacht bei ihm Schwesterndienste getan. Noch besann er sich, da trieb ein neuer Anfall des Bruders ihn hoch, hinaus auf den Flur, nach der Türe, hinter der ihr Zimmer lag.

Sein Klopfen blieb ohne Erwiderung. Er drückte auf die Klinke, welche unverzüglich nachgab. Ganz im gähnenden Dunkel stehend, rief er ihren Namen, hörte, wie ihre Gestalt sich im Bette hochhob. Sie mußte geträumt haben, denn sie nannte ihn „Ernst“.

„Verzeih, Rita!“

Sie fuhr instinktiv mit einer Hand nach dem Lichtschalter. Die Nachttischlampe flammte auf. „Was wünschest du?“

Er hatte sie noch nie so schön gesehen als mit diesem stolzen, kalten Blick, mit dem sie ihn maß.

„Verzeih! Ich konnte nicht anders. Er ist wie ein Tier. Ich habe nicht die geringste Macht über ihn.“

„Ich komme!“

Max verbiß den Schmerz, als sie an sein Bett trat, und flehte mit den Augen. Sie strich über seine Wangen. „Du mußt vernünftig sein.“ Dann neigte sie sich gegen sein Ohr.

Er stieß ein „Ja“ heraus. Aber sein Gesicht war dabei verzerrt. „Wann!“ wimmerte er.

„Morgen!“

„Morgen! Ich erlebe es nicht mehr!“

Rita zuckte unter dem Ton zusammen, legte ihre Hände fest auf seine beiden und zwang ihn mit den Augen gehorsam zu sein. Als er die Lider wieder gesenkt hatte, füllte sie etwas Goldfarbenes auf einen Löffel und flößte es ihm ein. Er fuhr mit der Zunge die zersprungenen Lippen entlang, um jeden Tropfen, der etwa noch darauf liegen geblieben war, zu kosten.

„Rita!“

„Ja, mein Lieber!“

„Morgen?“

Dann sank sein Kopf hintenüber.

„Es kann noch Tage dauern, bis die Erlösung kommt!“ sagte der Sanitätsrat, putzte umständlich seine Gläser und schlug das rotgetupfte Tuch in einem symmetrischen Winkel übereinander und noch einmal, bis es genau in seine Rocktasche paßte.

„Und keine Hoffnung auf Genesung?“

Er machte mit den Händen eine Gebärde des Verneinens. „Ab und zu gibt es noch Wunder! Sagt man!“ Nun übernahmen die Schultern die vorherige Bewegung der Hände. „Man müßte ihm viel Liebe angedeihen lassen! Unendlich viel Liebe! Und barmherzig sein und Geduld mit ihm haben. Den Leib flicke ich ihm allenfalls zur Not wieder zusammen. Die Seele nicht! Ich kenne mich aus, denn ich bin ihrem Herrn Schwager oft begegnet. Er war nicht immer in bester Verfassung.“

Rita lehnte sich gegen die grüne Wandbespannung im Flur und sah ihn an. „Glauben Sie, daß die Krankheit jetzt auch ein Heilmittel gegen den Branntwein ist?“

„Kann sein! Kann sein auch nicht! Ich habe schon Fälle erlebt, in denen das Begehren hernach nur um so stärker aufgetreten ist! Erfinden Sie etwas, Gnädigste, was seinen Willen stark macht, dann ist es gewonnen.“

„Dann ist es gewonnen!“ wiederholte Rita für sich.

Karl verweilte drei Tage, dann rief ihn die Pflicht nach Hause. Trude blieb.

Eine Krankenschwester kam und löste sie am Tage ab. In die Nächte teilte Rita sich mit ihr. Ein sehnsuchtsvoll fragender Blick glitt von Max jedesmal zu ihr, wenn sie eintrat. Er wurde stumpf und apathisch, wenn sie ihm nichts von dem zu berichten hatte, was er so bitter gerne gewußt hätte.

Lore-Lies war nirgends zu finden. Es schien, als habe die Erde sie verschluckt. Alle Aufrufe, die Rita in den Zeitungen erließ, blieben unerwidert. Irgendein Blatt würde sie ja doch in die Hand nehmen und dann kommen. Rita zweifelte nicht im geringsten daran, daß sie keine Minute säumen würde, sich am Krankenbette ihres Mannes einzufinden, trotz allem, was einst gewesen war. Aber keine Post brachte Nachricht von ihr, kein Telegramm lief ein, das ihre Ankunft meldete. Also wußte sie nichts von dem Schrecklichen, das Max getroffen hatte.

Die Krankenschwester war ein Beispiel von Güte und Geduld. Aber manchmal, wenn sie aus dem Zimmer trat, brannten ihre Wangen und es schien, als drohe das, was sie in diesem Hause zu leisten hatte, über ihre Kraft zu gehen.

Dann legte Trude Marbot ihre beiden Hände auf den Arm und sah sie flehend an. „Schwester Marianne! — — Er ist so verlassen gewesen die letzte Zeit! Niemand hat sich seiner erbarmt, bis Rita ihn fand. Er ist ganz aus dem Geleise geworfen.“

Die Schwester seufzte und trat wieder in das Zimmer, aber es kostete sie eine Ueberwindung. Noch keiner von all den Kranken, die sie bisher gepflegt hatte, führte solch gotteslästerliche Reden, fluchte, tobte und erging sich in solch unwiedergebbaren Aeußerungen, wie dieser Max von Ebrach. Er verweigerte jede Nahrung, und man mußte Gewalt anwenden, ihm die Suppe einzuflößen. Der Ausbruch seiner Fieberträume jagte ihr Schauer um Schauer über den Leib, und sie staunte über Rita, auf deren Wangen nur ab und zu ein dunkles Rot erschien.

„Er hat zuletzt im Café Winberg gespielt!“ klärte sie die Schwester auf.

„Im „Winberg“ —!“ Schwester Marianne verschüttete ein Teil des Wassers, das sie in die große, goldgerandete Porzellanschüssel gießen wollte. Nun war es ihr begreiflich. Was im „Winberg“ verkehrte, das war Abschaum der Menschheit.

Gerda kam, sich nach dem Befinden des Bruders zu erkundigen, hatte vorgehabt, ein paar Tage zu bleiben, und fuhr am Abend wieder weg. Sie konnte den Anblick nicht ertragen. Dieses Bündel Elend, das da in den Kissen lag, war Max? — — Sollte es sein! — — „Warum zwingt ihr ihn zum Leben!“ warf sie Trude vor. „Ich finde es grausam!“

„Es ist doch unser Bruder!“ war Trudes entsetzte Erwiderung.

„Eben deshalb! Lieber tot als ein Krüppel!“

Die Schwestern verstanden sich nicht mehr. Verstimmt reiste die ältere ab.

Trudes Wangen wurden wieder so bleich und schmal wie ehedem. Wenn sie auch in den Nächten Ruhe hatte, die Tage waren dafür desto reicher an Aufregung. Und bei Tag war auch Rita nicht erreichbar. Sie verbrachte viele Stunden bei Grünfeld. Die Rechnungen häuften sich auf ihrem Schreibtisch, und wenn auch Gerda die gesamten Kosten für Max' Pflege und was sonst noch anfiel, sich zu tragen erboten hatte, Sorrent und Capri verschlangen eine ganz respektable Summe.

Wochenlang änderte sich nichts in dem Zustande Max von Ebrachs, das auf eine Besserung gedeutet hätte. Es blieb immer dasselbe.

Dann kam endlich gegen Mitte März die erste Nacht ohne Fieberträume.

„Er ist über den Berg!" sagte der Sanitätsrat. „Den Leib hätten wir geflickt, wie aber ist es mit der Seele?"



Rita lächelte. „Ich hoffe, daß sie auch über dem Berge ist!"

„Wirklich! Es ist Ihnen gelungen, Gnädigste?"

„Es ist mir gelungen! Das heißt jemand anderem, der keine Ahnung davon hat."

Er küßte ihre Hand. Ob sie wohl für all ihre Güte und Uneigennützigkeit Dank ernten würde. „Wie geht's dem Herrn Gemahl?"

Ihr Gesicht blieb ganz in dem klaren, matten Weiß, ohne die Spur einer Färbung anzunehmen, als sie ihm erwiderte, daß er sich wohl befände. Er hatte sich also möglicherweise getäuscht. Es schienen doch damals keine Liebeshändel mit im Spiel gewesen zu sein, wie er vermutet hatte. Der Kranke schien ein Don Juan zu sein. Wenigstens war er es gewesen. Darüber bestand kein Zweifel. Sie war eine schöne Frau. Obendrein die Frau des Bruders. Da konnte man ab und zu dies und jenes riskieren. Einen Kuß, ein kleines Scharmützel und ähnliches, das ein bißchen schwägerlich ausfiel und doch nicht so harmlos war, als es hätte sein sollen.

So war er denn auch ungeheuer neugierig, wie die Dinge sich weiter entwickeln würden, wenn der Gatte der schönen Frau aus dem Süden zurückkam.

Er hatte seinerzeit auch die ganze Affäre der Schießerei miterlebt und glaubte bis heute nicht, daß das bloß so „per Zufall" losgegangen wäre.

Da hätte allerhand dahintergesteckt, und jetzt war's wieder so der Fall, daß der Herr Max von Ebrach hier gepflegt und gepäppelt wurde.

Er mußte zwar ziemlich lange warten in diesem Falle, aber er besaß Geduld und Ausdauer und kam getreulich, auch als es nicht mehr so unbedingt notwendig gewesen wäre, daß er seine tägliche Visite machte. „Ein Freundschaftsbesuch!" sagte er dann zu Rita und beugte sich über ihre weiße Hand.

Er setzte nur jeden dritten Tag auf die Rechnung, dann plauderte er nicht erst im Flur mit den Damen, sondern trat sofort in das Zimmer und untersuchte den Patienten.

Ostern fiel dieses Jahr um die Mitte des April. Am Auferstehungstage verließ Max von Ebrach zum ersten Male sein Schmerzenslager.

Taumelnd, wirr, mit einem entsetzlichen Gefühl in den Füßen, als seien sie gelähmt, hing er der Schwester am Arm. Der Sanitätsrat stützte ihn auf der anderen Seite. „Es geht, Herr von Ebrach! Nur immer festen Willen!"

„Ich habe ja keinen eigenen mehr!" sagte Max und sah zu Rita hinüber.

Der Sanitätsrat schickte einen Blick zu ihr, der ihr ein feines Rot in die Wangen trieb.

„Es gibt Dinge im Leben, die jedes Opfer wert sind!" sagte sie. Ihre Augen ruhten nicht auf dem Arzte, sondern in denen des Schwagers

Max versuchte die Sohlen aufzusetzen. — Er biß die Zähne zusammen und schloß die Augen zu einem engen Spalt. Für mehr als fünf Schritte reichte sein Wollen trotzdem nicht.

Aber Rita war es zufrieden.

Nach Tagen schlürfte er auf zwei Stöcken durch die Wohnung. Trude hing vor Freude weinend an seinem Hals. „Du wirfst mich um!" mahnte er und ließ sich küssen.

Er lächelte Rita an.

Sie erwog, was es ihm gekostet haben mochte, ihr dies zu schenken: sein erstes Lächeln! — — Ohne Zögern trat sie hinter seinen Stuhl und drückte seinen Kopf gegen sich. „Ich danke dir, du Guter! — — —" Dann küßte sie ihn. „Verrate mich nicht, Trude!" bat sie, „wir sind beide schon einmal so bitter hart gestraft worden für solch einen Kuß."

„Ich begreife Ernst nicht!" Trude bekam einen harten Zug um den Mund. Sie war auf Ritas Seite.

„Laß!" Max hatte einen gequälten Ausdruck in den Augen. „Er war im Recht!"

Da schwiegen sie und sprachen von anderem.

15.

„Rita, es liegt ein Telegramm für dich im Eßzimmer!" sagte Trude und half an Stelle des Mädchens der Schwägerin aus dem Mantel.

„Wann ist es gekommen?"

„Vor einer halben Stunde. Es schien mir nicht mehr der Mühe wert, dir's erst noch lange zu Grünfeld zu schicken. Ich denke, es wird von Gerda sein."

Rita ließ das Licht aufflammen und riß das blaue Siegel herab.

„Kommen morgen abend."
Vater — Ernst.

Einen Augenblick fühlte sie sich ganz in schwebende, schwankende Wolken gehüllt. Sie hörte ihr Blut in den Ohren surren und hatte die Empfindung, als seien ihre Füße lahm geworden.

Trude beobachtete sie ängstlich. „Eine schlimme Nachricht, Rita?"

„Ich hoffe nicht!" Sie reichte ihr das Blatt über die Schulter.

Da lagen zwei Arme um ihren Hals. „Fürchtest du dich?"

Keine Antwort.

„Rita! Du liebst ihn nicht mehr?"

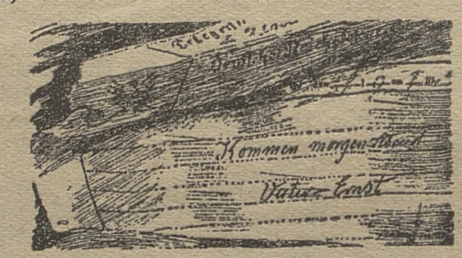
„Ich weiß es nicht!"

„Rita!" Trude, die kleine Frau mit dem Goldhaar und dem Madonnengesichtchen, umfaßte das schöne Weib ihres ältesten Bruders mit beiden Armen. „Hab' Erbarmen mit ihm!"

„Glaubst du, daß er es auch mit mir hat?"

„Ja! — Ja! — Wenn ich auch nicht weiß, weshalb er Erbarmen mit dir haben soll. — Was hast du denn getan? — Aber er hat es gewiß! — Du weißt doch, wie gut er ist!"

Max betrat das Zimmer, und die beiden Frauen schwiegen instinktgemäß, als dürfe man von der Wiederkehr der beiden erst sprechen, wenn alles andere geklärt war.



So oft Rita sich zu ihm hinüberbeugte, dachte sie: „Heute ist es das letztemal." Sie hatte ihn liebgewonnen. Er war trotz allem ein Mensch, der es wert war, daß man ihm die Hände gereicht und aus dem Sumpfe herausgerissen und wieder zur Höhe geführt hatte.

Er würde seinen Weg weitergehen. Sie wußte, was ihn hielt. Lore-Lies allein war es nicht. Es war das Kind, das seinen Namen trug.

Um dieses Kindes willen würde ihm das Dasein wieder lebenswert erscheinen. Für dieses Kind würde er schaffen, und der Gedanke an dasselbe würde ihn für alle Zukunft vor der Wiederholung dessen bewahren, was nun wie ein schwerer Traum hinter ihm lag.

Sie gebot dem Mädchen, eine Flasche Sekt zu holen.

„Ist heute irgend etwas Besonderes?" fragte Max und suchte die Antwort in ihren Augen zu lesen.

Sie verneinte. Sie freue sich nur, daß sein Genesen solche Fortschritte mache. Mit ängstlich forschendem Blick achtete sie darauf, wie er trank. Er nippte nur. Sie hatte Sorge gehabt, er könnte das Glas in einem Zuge hinunterstürzen. Er vermochte sich also zu beherrschen. Er würde wieder hochkommen. Der Teufel „Branntwein", der ihn schon einmal in den Klauen gehabt hatte, fand seinen Gegner in ihm.

Als sie ihm den Kelch ein zweites Mal füllen wollte, lehnte er ab, erhob sich und ging in sein Zimmer hinüber.

Ratlos sah Trude zu ihr auf. „Verstehst du ihn, Rita?"

„Ich verstehe ihn!"

„Hast du bereits auch einen Ausweg für morgen gefunden?"

Rita nickte. „Ich packe heute noch!"

Dann lächelte sie. Trudes Blick war gar zu voll offenen Entsetzens gewesen. „Ich packe seine Sachen und bringe ihn irgendwohin aufs Land oder in ein hübsches Häuschen in der Vorstadt. Es gibt so viele Leute jetzt, die gerne ein nettes, freundliches Zimmer vermieten an jemand, der gut bezahlt. Ich will ihn aber nicht weit weg wissen. Ab und zu muß ich zu ihm kommen können. Ich habe auch seinen Flügel zurückgekauft Er hat ihn um ein Lächerliches an den ersten Buchhalter von Grünfeld abgegeben. Ich konnte es zufällig erfahren. Den bekommt er in seine Stube gestellt, damit er keine Langeweile verspürt; das wäre nämlich gefährlich. Und wenn er dann einmal wieder zu musizieren anfängt, habe ich keine Bange mehr um ihn. Dann findet er von selbst den Weg weiter, den ich ihn bisher geführt habe." — — —

Trude lag schlaflos, während Rita so geräuschlos als möglich einen Koffer packte. Er hatte so herzlich wenig besessen, als man ihr die Sachen aus seiner Dachstube brachte. Nun hatte sie nach und nach für Ergänzung seiner Wäsche und Kleider gesorgt.

Sie war wirklich ordentlich nervös geworden, denn als Trude in ihrem weißen Nachthemd plötzlich unter der Türe vor ihr auftauchte, tat sie einen Schrei und streckte abwehrend die Hände aus. Die junge Frau lächelte. „Verzeih mir! Aber mir ist eine glänzende Idee gekommen, Rita! Wir bringen ihn zu Hans nach Ensdorf. Besser kann er nirgends aufgehoben sein."

„Wenn er will!" sagte Rita. Sie kannte ihn besser als Trude.

„Warum soll er nicht wollen?"

„Dein Doktor wird sich nichts bezahlen lassen. Es nimmt aber nicht jeder gern ein Almosen. Begreifst du?"

Trude wurde ganz kleinmütig und zog sich wieder in ihr Zimmer zurück. — —

In der Tat erwies sich Ritas Berechnung als richtig. Er weigerte sich andern Tags, als man ihm Mitteilung von allem machte, ganz entschieden, Doktor Dorfbachs Gast zu sein.

„Du bist aber doch auch hier Gast gewesen!"

Er sah Trude verständnislos an. „Hier aber hatte ich so gar nicht das Gefühl, ein Fremder zu sein."

Rita streckte ihm beide Hände über den Tisch entgegen. „Ich danke dir, Max! Du weißt nicht, was du mir mit diesen Worten gegeben hast."

„Wenn Gerda noch soviel Geduld hat, mich eine Weile noch über Wasser zu halten," sagte er nachdenklich, „lange wird es ja hoffentlich nicht mehr sein, dann suche ich mir inzwischen irgend etwas Passendes. — Sagtest du nicht einmal von irgendeinem Kino, Rita — ich weiß nicht mehr in welchem — würde die Stelle eines ersten Geigers frei. Die ist nun aber wohl längst vergeben?"

„Es muß ja nicht gerade dies eine Kino sein," sagte Rita liebevoll.

Trude starrte ihn ganz entgeistert an. „In ein Kino? — Aber Max!"

Rita winkte ihr mit den Augen. „Warum nicht? Diese Stellen sind meistens gut bezahlt. Wenn Max dann wieder eine Wohnung hat, nimmt er wiederum Schüler und gibt Konzerte. — Ich werde einmal mit Grünfeld darüber sprechen, wenn es dir recht ist. Er hat so viele Verbindungen."

„Ja, bitte!"

Damit war aber die Angelegenheit, wo man ihn unterbringen konnte, noch immer nicht erledigt. Max schlug vor, in einem Spital ein Zimmer zu mieten, was Rita entschieden verneinte. „Da passest du nicht hinein," warnte sie. Sie wollte den Vormittag über auf die Suche gehen, ob sich nicht irgend etwas für ihn fände.

„Kein Mansardenzimmer!" bat er. „Ich kann so hoch nicht steigen. Die Lunge läßt mich zeitweilig arg im Stich."

„Parterrewohnungen sind aber häufig feucht," warf Trude ein. Sie hatte einmal in einer solchen gewohnt. — Dann schoß ihr eine Idee durch den Kopf. „Möchtest du zu den Eltern nach Dorfbach?"

„Wohin?"

„Nach Dorfbach!"

„Das kenn ich nicht!"

„Doch, Max, du kennst es!" [illegible] schilderte den Winkel, wo die Eltern ihres Liebsten [illegible]ten.

Er erinnerte sich fast augenbl[illegible]ich. „Ein ganz schmaler Weg zwischen hohen lebendigen Zäunen, die einem links und rechts an die Schultern streifen. — Weiden hängen darüber und irgendwo leuchtet es von versteckten Wassern. Rote Crimson ranken sich um das Tor, dahinter liegt ein weicher Rasenplatz mit alten Bäumen darauf. Ist es das?"

„Ja! — Willst du?"

„Ich möchte wohl, aber die Gerda muß für mich bezahlen. Ich werde es ihr nach und nach zurückgeben."

Rita atmete auf. Das war das Richtige für ihn. Er brauchte ja so vieles, was man ihm anderwärts nicht angedeihen lassen würde Mit Essen und Trinken allein war es bei ihm nicht abgetan Trude lief ans Telephon und verständigte ihren Verlobten Dorfbach erbot sich, sofort zu den Eltern hinüberzufahren und sie von der Ankunft des Gastes in Kenntnis zu setzen Er wollte am Nachmittag persönlich kommen und Braut und Schwager in Empfang nehmen und nach Dorfbach geleiten.

Ritas Gesicht wurde schneeig weiß, als Trude ihr dies alles meldete Sie empfand mit einem Male Furcht vor dem Alleinsein. Ein unerklärliches Gefühl, das mit dem des Fliehenwollens sehr viel Aehnlichkeit hatte.

Für zwei Uhr hatte Doktor Dorfbach sein Kommen gemeldet.

Pünktlich auf die Minute hielt sein Wagen unten am Gartentor. Er küßte Trude die Hand, erst im Flur zog er sie an sich und hielt sich für die lange Zeit des Getrenntseins schadlos Rita empfing ihn im Wohnzimmer. Es war das erstemal, daß sie sich sahen Sie gewahrte, wie er den Schritt verhielt, dann auf sie zukam und mit einer jungenhaft-verlegenen Verbeugung sein „Guten Tag" bot Er hatte von Trude immer gehört, daß Ernsts Frau eine Schönheit sei. Aber sie übertraf alle seine Erwartungen. Ihre Erscheinung war wahrhaft königlich Er begriff, daß man um dieses Weibes willen gar mancherlei Dummheit zu begehen bereit war. Er würde sich niemals getrauen, daß er sie küßte, oder gar sie ihn, würde niemals ein Verlangen danach tragen, daß es ihm überhaupt angeboten oder erlaubt wurde. Das mußte sein wie brennendes Feuer.

„Gefällt sie dir?" hörte er Trudes Stimme hinter sich sagen. Rita war verschwunden, er sah sich nur der blonden, geliebten Frau gegenüber.

„Ich bedaure deinen Bruder!" Er schielte dabei nach der Türe, durch die sie verschwunden war.

„Du auch," neckte Trude.

Er verstand nicht gleich. Dann lachte er sie mit seiner ganzen offenen Herzlichkeit an und küßte sie, bis sie keinen Atem mehr fand

„Liebster! Sie ist so gut! Wir haben sie immer für herzlos gehalten. Aber sie ist es nicht."

Aus dem Zimmer, das Max bisher bewohnte, kam eine laute Stimme. „Sie zanken sich," ängstigte sich Trude. „Max hat solch rasches, heißes Blut."

„Noch immer?" fragte Dorfbach. „Soll ich schauen?"

Er öffnete die Tür Jedes Wort klang verständlich zu ihnen herüber. „Ich habe dir mein Wort gegeben Rita, und verlange nun auch das deine dafür."

„Ich kann nicht!"

„Du wirst bei ihm bleiben! Du wirst ihn nicht allein lassen! Du wirst gutmachen, was ich ihm Schlimmes getan habe!"

Ritas Antwort blieb aus. Max' Bitten wurden drohend. „Ich leiste dir auch noch den Schwur, daß ich jede Frau meiden will! Jede Frau! Und den Branntwein! Jeden Alkohol überhaupt! Ist das noch immer nicht wert, daß du den deinen dafür gibst?"

Trude und Dorfbach horchten vergebens auf Ritas Stimme. Die blonde Frau schmiegte sich ängstlich an ihren Verlobten. Eine lange Weile blieb es totenstill, dann fiel Ritas Antwort. Aber es schien Trude, als sei es die Schwägerin nicht, die jetzt sprach: „Ich will bei ihm bleiben." (Forts. folgt.)

Bunte Chronik

Aprilscherze und Aprilwaren

Jedermann ist der Brauch bekannt, daß man am 1. April seinen Mitmenschen durch falsche Nachrichten irre leitet und sich dann über den Aprilsnarren freut, den man in den April geschickt hat. Dieser Brauch ist allgemein üblich. Im kleinsten Dorfe stoßen wir auf diese Sitte; die größten und modernsten Zeitungen der Großstädte schicken alljährlich ihre Leser in den April, indem sie ihnen allen Ernstes falsche Nachrichten auftischen. Manche Zeitungen geben ihrer am 1. April erscheinenden Nummer eine Aprilbeilage bei, die oft mit köstlichem Unsinn angefüllt ist. Darüber lacht der Leser herzlich und nimmt es weiter nicht übel. Viele Zeitungen aber bringen am 1. April in ihrer gewöhnlichen Nummer falsche Nachrichten ohne jeden Vermerk. Darauf sind schon manche Leser hereingefallen, denn diese Nachrichten sind so abgefaßt, daß man nicht sagen kann, ob sie erfunden oder wahr sind. So brachte am 1. April d. Js. eine Lemberger Tageszeitung die Nachricht, daß nachmittags ein deutsches Zeppelinluftschiff über Lemberg kreisen werde. Es waren sogar die Stellen angegeben, von wo aus das Luftschiff am besten zu sehen sein werde. Tatsächlich versammelten sich dort viele Menschen um den Zeppelin zu sehen. Außer müden Füßen brachte dieser Gang aber nichts ein. Wir haben in diesem Jahre keine Aprilscherze gebracht, weil uns die Zeit zu ernst erscheint, als daß wir uns leichte Scherze erlauben könnten. Es verlohnt sich aber doch einmal nachzuspüren, wo dieser so allgemein verbreitete Brauch seinen Ursprung hat.

Wie schon die alte Bauernregel: „April tut was er will", sagt, um die Launenhaftigkeit und Unbeständigkeit dieses Monats, in dem es bald donnert und bald schneit und so der Wettergott mit den Menschen seinen Spott treibt, recht deutlich zu charakterisieren, läßt sich wohl schon aus dem Namen vom lateinischen aperire (Oeffnen, Erschließen der Knospen) erraten, daß wir es hier im Grunde mit keiner altgermanischen Sitte zu tun haben. In Wirklichkeit ist dem deutschen Altertum das „in den April schicken", wie wir heute sagen, unbekannt. Wir haben es vielmehr hier mit einem romantischen Brauch zu tun.

Der Ursprung der Gebräuche am 1. April, daß man „den Narren dorthin schickt, wohin man will", geht nach Grimm auf ein altes, in Frankreich gefeiertes Frühlingsfest zurück, das sich dort sehr lange erhielt. Erst vor ungefähr 300 bis 400 Jahren hat sich der Volksbrauch der Aprilscherze auch weiter verbreitet, um schließlich in der ganzen Welt beliebt zu werden. Beachtung verdient da wohl, daß in Frankreich bis zum Jahre 1564 der Jahresbeginn auf den 1. April fiel und damals vom König Karl den IX. auf den 1. Jänner verlegt, von dieser Zeit an so auch gefeiert wurde, wenngleich es nicht an Spöttern fehlte und sich mancher zum Narren gehalten glaubte.

Sonderbarerweise hat der Ulk zum 1. April gerade in Amerika großen Anklang gefunden und dort die Herzen der Jugend erobert. So lautet ein von dort kommender Kinderves: „Der Aprilnarr kommt, und du bist doch der größte Narr".

Die Erfahrung lehrt, daß die Aprilscherze den besten Erfolg haben, wenn sie am frühesten Morgen noch vor den Sorgen des Tages gemacht werden. So schickt man jemanden in den April, indem man ihn schon beim Frühstück bittet, etwas niederzuschreiben; taucht aber der Betreffende die Feder ein, so findet er im Tintenfaß nur — Wasser! Auch fehlt es da nicht an rohen Scherzen: Man legt zum Beispiel eine Silbermünze auf die Ofenplatte, wenn sie recht heiß geworden ist, wirft man sie zu Boden und hat nun sein Vergnügen daran, wenn sich einer bückt, um das Geldstück aufzuheben, und sich daran die Finger verbrennt. Näschern bietet man statt Süßigkeiten aus Seife hergestelltes Konfekt an, anderen wieder mit Cayennepfeffer gefüllte Blumensträuße oder mit Salz gefüllte Zuckerdosen. Zu recht schlechten Aprilscherzen muß es gezählt werden, wenn man in Pantoffel glühende Kohlen steckt, harmloser, wenn Fächer oder Taschentücher, auf dem Fußboden befestigt, von einer Person aufgehoben werden sollen. Auch aus Stühlen wird der Sitz entfernt und die leere Stelle mit einem Tuch überdeckt. Wer sich darauf setzt, sinkt zu seinem Schreck, aber zum Gaudium der Zuschauer, in die Tiefe.

Aehnlicher Art sind Studenterstreiche, die Zimmerkameraden gelten: Da wird das Bett mit Eiswasser begossen, das Feuer im Ofen ausgelöscht und mit Sand gefüllte Kuchen werden verschenkt. Bekanntere Späße, die sich um viele noch vermehren ließen, bestehen darin, jemanden zum Schneider „um ein Pfund Knopflöcher", zum Apotheker „um eine Elle Taubenmilch" oder zum Buchhändler „um die Selbstbiographie der Stammutter Eva" zu schicken.

Amerikanischen Damen näht man Wäschefetzen, Katzenschwänze und Aehnliches an die Kleider. Auch findet man an Haustoren nicht selten einen Zettel mit der Aufschrift „Aprilfool" (Aprilnarr). Dies alles beweist nur, zu welcher Entartung Aprilscherze, die ursprünglich ganz harmlos waren, gerade in Amerika und anderwärts geführt haben.

Wie viele andere Volksbräuche, so lassen sich auch die Aprilscherze von allerhand Aberglauben, der aus älterer Zeit stammt, nicht trennen. Beweise hierfür gibt es nicht wenige. So wurde von abergläubischen Leuten, als sich Napoleon I. mit Maria Louise am 1. April 1810 vermählte, dieser Tag allgemein als schlechte Vorbedeutung betrachtet. In slawischen Gegenden hält man den 1. April für den Geburtstag des Verräters Judas und meint, daß die an diesem Tage geborenen Kinder kein Glück im Leben haben würden, schlechte Menschen werden und elend zugrunde gehen müßten. In ähnlichem mystischen Sinne erwähnt Shakespeare den 1. April, als König Johann die Nachricht von dem Tode seiner Mutter erhält.

Gegen einen lustigen und launigen Aprilscherz wird auch wohl kaum jemand etwas einzuwenden haben. Jedoch möge man darauf achten, daß der Brauch der Aprilscherze nicht zu einer Quelle bösen Aergers werde, was leicht geschehen kann, wenn ein April ausartet und nicht mehr als Scherz, sondern als Spott aufgefaßt werden muß.

Die hölzerne Wildsau

Frankfurt a. M. Ueber den Reinfall zweier Jäger lacht man in einem hessischen Oertchen. Sitzen da eines Abends in dem Gasthaus des Oertchens mehrere Jäger und „erzählen". Beim Erzählen des wildesten Abenteuers springt plötzlich die Gasthofstür auf. Ein Mann steht draußen auf einem Fahrrad gelehnt und berichtet atemlos, daß er am Waldessaum, nicht weit vom Orte, eine Wildsau gesehen habe. Schneller schlugen die Jägerherzen. Was bis zu dem Augenblicke graue Theorie war, konnte mit einem Schlage sprudelndes Leben mit Horrido und Hussassa werden. Zwei Jäger langen unerschrocken zu den Büchsen. Schweigend entfernen sie sich, um Heldentaten zu vollbringen. Auf geht es zu dem Waldessaum. Vorsichtig pirschen beide, wie es sich für ordentliche Jäger gehört. Lautlos schleichen die Nimrode dahin. Gewiß, dort am Waldessaum, das dunkle Etwas, das ist die Sau. Weiter geht es, und die beiden Jägerherzen jauchzen. Jetzt ist die Schußweite erreicht. Zwei Kolben fahren an die Bärte. Zwei Feuerstrahlen speien die Büchsen. Wer hat getroffen? Die beiden Schützen sehen nach der Beute. Tatsächlich steht noch die Sau am Waldessaum und rührt und regt sich nicht. Wieder donnern zwei Schüsse durch die waldliche Abendstille. Wieder äugen die Jäger. Immer noch steht die Sau. Und nochmals feuern die Nimrode. Als die Sau nicht weichen will, packt beide das Entsetzen. Mutig gehen sie auf das Wild los. Vor der Beute angekommen, steigen den mutigen Jägern die Haare zu Berge; denn das edle Wild, das sie erjagen wollten, war ein altes Schaukelpferd. — Zu verstehen ist, daß die beiden „Jäger" ihr Jagdabenteuer nicht erzählten, sondern die stillen Beobachter, die während der „aufregenden Jagd" hinter den Büschen gelegen hatten, für die Weiterverbreitung dieses Jagdglücks Sorge trugen.

Die Geheimzelle des Deserteurs

Brünn. Der Soldat Alois Abraham war seit dem 22. März von seinem Olmützer Truppenkörper abgängig. Er hatte sich einen Urlaub erwirkt, indem er seinen Offizieren erzählte, er habe eine große Erfindung gemacht, die in der Konstruktion eines glühenden Ofens bestehe, der wenig Heizkraft verbrauche. Von diesem Urlaub kehrte Abraham nicht mehr zurück. Nun machte die Gendarmerie in Hausbrunn die Entdeckung, daß der Soldat im Hause seines Bruders in einer Kammer eingemauert war. Durch ein Loch hatte der Bruder dem Soldaten Nahrung gegeben. Der Soldat war, als man ihn auffand, dem Wahnsinn nahe und mußte ins Militärkrankenhaus gebracht werden. Warum er eingemauert war, konnte bisher nicht aufgeklärt werden.